

BESSERE

Russische Frauen in Deutschland

HÄLFTE



Sechzehn Frauen, unterschiedlich wie ihre Gesichter: weise und naiv, wild und stur, geistvoll und launisch. Lediglich die Muttersprache verbindet sie, und ein Ereignis, immer anders erlebt – eine Wende, ein Bruch, eine Tragödie, eine Befreiung – die Auswanderung mit dem Zielland Deutschland. Die Interviews und Bilder offenbaren Geschichten eines persönlichen Durchbruchs auf neuem Terrain.

Ich bedanke mich bei meinen Eltern Izabella Savchenko & Mark Filatov für ihre ständige Bereitschaft, mir unter die Arme zu greifen, bei meinem Ehemann Joachim Peter für seine Geduld, und sein Talent mir zuzuhören. Ich bedanke mich vor allem bei den porträtierten Frauen für ihr Vertrauen und den Mut, bei dem Projekt mitzumachen.

Maria Peter-Filatova



„Es gibt Menschen, die sind wie Phönix. An jedem neuen Ort erfinden sie sich neu. So bin ich! Ginge ich morgen nach Afrika, würdet ihr mich dort zwei Monate später im Kreise der Einheimischen finden. Und dann würden wir alle zusammen russische Lieder singen.“

TATJANA

„Ich bin der Liebe wegen nach Deutschland gekommen. In Russland war ich an einem Punkt angelangt, wo ich in den Strudel zahlreicher beruflicher Verpflichtungen geraten war. Ich hatte schon immer meiner Karriere nachgejagt: Filme, Reportagen, Studenten. Aber Liebe gab es in meinem Leben nicht. Es gab keinen, mit dem ich meine Erfahrungen teilen konnte. Und als dann jemand in mein Leben trat, habe ich mir vorgenommen, perfekte Frau und Mutter zu sein, mich dem Haushalt zu widmen und meine Erfüllung in der Liebe und Häuslichkeit zu suchen. Aber kaum war ich hier, in Deutschland,“ lacht Tatjana, „sprudelten die Ideen nur so aus mir raus.“

Mittlerweile hat Tatjana, die seit ihrer Jugend viel und gerne schreibt, sieben Bücher veröffentlicht. „Ich sehe, wie groß das Interesse für die russische Kultur hier ist – also schreibe ich darüber“.

„Meine Heimat ist für mich die russische Sprache. Meine Schreiberei hat mich erst unabhängig gemacht davon, wo ich lebe. Ich habe zwar den deutschen Pass, aber meine Seele ist nach wie vor russisch.“



Sie war fünfzehn als sie nach Deutschland kam. Swetlana kommt aus Minsk, Weißrussland. Ihre Urgroßmutter, eine Jüdin, war schon früher mit ihren Söhnen und deren Familien nach Deutschland gekommen. Swetlanas Familie war eine der letzten, die ihrer Urgroßmutter nach Deutschland folgte.

Erste Erfahrungen hat Swetlana im Gymnasium gesammelt. „Ich wollte unbedingt allen beweisen, dass ich den Einstieg problemlos schaffe“, erinnert sie sich. Den Gymnasiasten war die neue Schülerin gleichgültig. Viele haben ihre Aussprache ausgelacht, ignorierten ihre Fragen. „Aus der ganzen Klasse habe ich nur mit drei Schülern gesprochen, der Rest hat immer Distanz gehalten“. Swetlana fühlte sich unwohl, sie weigerte sich, in die Schule zu gehen.

Swetlana wechselte vom Gymnasium zu einer Gesamtschule, in eine Integrationsklasse. „Dort war ich nicht mehr alleine, alle sprachen gebrochenes Deutsch und keiner lachte mich aus. Alle waren Ausländer, es gab keine Diskriminierung“. Sie saß im Unterricht mit einem Wörterbuch und hat fast jedes Wort übersetzt. Es kamen Leistungsfächer dazu, man musste sich mit den Fachbegriffen auskennen. „Keiner von den Schülern sprach richtig Deutsch, unsere Lehrer haben das immer wieder erwähnt. Klar, hatten wir keine Grammatik gelernt, wie es normalerweise am Anfang des Gymnasiums üblich ist. Wenn ich im Gymnasium geblieben wäre, hätte ich richtiges Deutsch gelernt. So spreche ich jetzt „Ausländerdeutsch“.

SWETLANA



Tatjana kommt aus Brjansk. Das ist eine Stadt im Südwesten Russlands, direkt an der Grenze zur Ukraine und Weißrussland.

TATJANA

Eigentlich hatte sie gar nicht vor, in Deutschland zu bleiben. Sie wollte lediglich ihr Deutsch bei einer Au-Pair-Familie perfektionieren und hatte große Pläne, in Moskau als Dolmetscherin bei der Regierung zu arbeiten. „Aber dann kam die große Liebe.... Ich habe ihn in einer Diskothek kennen gelernt. Ganz banal. Am nächsten Tag stand er mit einem Blumenstrauß, einer Schachtel Pralinen und einer Flasche Wein vor der Tür. ‚Wie galant, ein echter Kavalier, fast wie in Russland‘ habe ich gleich gedacht.“

Nach dem Abschluss des Studiums an der Universität Bonn in den Fächern Germanistik und Slawistik fing sie an einer Sprachschule an. Dort lehrte sie Deutsch als Fremdsprache auf Honorarbasis. „Das machte Spaß, aber die Suche nach dem festen Einkommen ging weiter. Bewerbungen, Bewerbungen, Bewerbungen - Absagen, Absagen, Absagen... Und ein paar Vorstellungsgespräche zwischendurch.“ Aber dann bewarb sie sich um einen Arbeitsplatz bei der Bundeswehr als Philologin. „Es wurden sehr hohe Anforderungen gestellt und ich dachte mir: Probier es mal aus, vielleicht klappt es. Fachlich passte ich voll ins Profil. Und es hat geklappt! Ich habe die Lektorenstelle bekommen. Kurz vor Weihnachten durfte ich anfangen. Das war für mich das schönste Weihnachtsgeschenk. Wenn mir jemand vor fünf Jahren gesagt hätte, dass ich als Russin bei der deutschen Bundeswehr arbeiten werde, hätte ich es nicht geglaubt.“



Könül kommt aus Baku, der Hauptstadt von Aserbaidschan.

„Der Name Könül bedeutet auf Aserbaidschanisch ‚Seele‘. Mein Vater hat mich so genannt. Meine Mutter ist eine so genannte Bergjüdin oder ‚Djuri‘. Die Vorfahren der Bergjuden stammen aus dem alten Persien. Ihre Muttersprache ist ein persischer Dialekt. Trotzdem haben wir zuhause Aserbaidschanisch und Russisch gesprochen. Meine Kraft, mein Ehrgeiz und die positive Lebenseinstellung hat etwas mit meinen orientalischen, kaukasischen Wurzeln und der russischen Bildung zu tun.“ Russisch hält Könül für eine sehr wichtige Sprache. „Das ist die Sprache meiner Ausbildung, Schule, Uni – alles lief auf Russisch“.

1996 kam Könül mit ihrer Mutter und ihrem Bruder nach Deutschland. „Der einzige Grund, warum wir Baku verlassen haben, war der Krieg in Bergkarabach. Der Konflikt, der Anfang 1988 noch mit Flinten ausgetragen wurde, weitete sich zu einem modernen Krieg aus. Nur zwei Stunden Autofahrzeit von Baku entfernt war die Frontlinie. Das haben wir jeden Tag zu spüren bekommen. Junge Männer wurden auf der Straße gefangen genommen und an die Front geschickt: ‚Bist du 18, dann steig ins Auto ein‘, so einfach lief die Rekrutierung! Wir hatten viel zu große Angst, dass es auch meinen Bruder trifft. Noch heute dauert dieser Kriegszustand zwischen Armenien und Aserbaidschan an.“

KÖNÜL



Maria ist im Akademischen Städtchen, einer Satellitenstadt von Novosibirsk, in Sibirien aufgewachsen. Das Akademische Städtchen wurde 1957 errichtet, war Heimat von 65.000 Wissenschaftlern und galt als eine privilegierte Zone der akademischen Elite in der Sowjetunion.

Mitte der achtziger Jahre kam alles ins Schwanken. Die Finanzierung wurde weitgehend eingestellt, die meisten Wissenschaftler suchten daraufhin das Weite: manche gingen nach Moskau, die anderen haben gar das Land verlassen. „Auch meine Eltern haben beschlossen, auszureisen, meinetwegen. Sie wollten, dass ich eine Zukunft habe.“

Ich lebe seit 13 Jahren hier. Das Land ist mir sehr ans Herz gewachsen. Mittlerweile interessiert es mich, wie und was die Leute hier denken, wie das Leben hier funktioniert. Ich habe mich sehr gut integriert, spreche fließend deutsch, arbeite in einem großen deutschen Unternehmen.“

Seit etwa einem Jahr lebt Maria in Moskau. Das Angebot kam von ihrem Chef, ob sie bereit wäre, in der Filiale des Unternehmens in Moskau für begrenzte Zeit zu arbeiten. „Nach sieben Jahren an einem Platz brauchte ich eine neue Herausforderung, brannte regelrecht auf eine neue, aufregende Chance. Ich habe nie zuvor in Moskau gelebt. Eigentlich war es wie Ausland für mich, nur, dass ich die Sprache konnte. Außerdem war es wichtig für mich, mit dem Restzweifel aufzuräumen, der in unserer Familie fortwährend lebte, nämlich, ob es damals richtig war, zu gehen, das Land zu verlassen. Ich wollte das selbst für mich entscheiden.“

MARIA



Olga Lunkova ist gelernte Choreografin. Als ihr Mann in das Atomkraftwerk Tschernobyl nach Pripjat versetzt wurde, hat sie dort als Ballettmeisterin in einer Kultureinrichtung der Stadt angefangen. Pripjat galt damals als Stadt der Zukunft, sie wurde immer weiter ausgebaut. Olga war „sehr glücklich in dieser Stadt bis zu diesem „berühmtberüchtigten“ Moment, als der vierte Block des Atomkraftwerkes von Tschernobyl in die Luft flog...“

„Zu dem Zeitpunkt war ich im sechsten Monat schwanger.“ erzählt sie. Vor der Katastrophe verlief Olgas Schwangerschaft sehr gut. „Danach wurde mein Baby unruhig. Es schlug die ganze Zeit, ich wusste nicht, was mit ihm los war. Mein Baby habe ich bis zum neunten Monat getragen, normal zur Welt gebracht. Lange hat es aber nicht gelebt, nur ein paar Stunden, es war ein Mädchen. Die Ärzte haben mir sofort gesagt: ‚Vergessen Sie nicht, woher Sie gekommen sind.‘“

Olga und ihr Mann wurden für eine Therapie nach Deutschland eingeladen. „Wir leben und freuen uns jeden Tag, dass wir leben dürfen. Gesundheitlich geht es meinem Mann und mir einigermaßen gut, wir sind optimistisch eingestellt. Früher konnte ich nicht über Tschernobyl sprechen, ohne zu weinen. Mit den Jahren stumpft dieser Schmerz ab. Aber er ist noch nicht vorbei. In Deutschland habe ich meine innere Ruhe gefunden. Ich wollte weit weg von Tschernobyl sein. Immer diese Angst. Man hört nichts, man riecht nichts. Die Angst ist aber immer da. Es entwickelt sich so eine Art Radiophobie. Ich war froh, weit weg von Tschernobyl zu sein. Ich fahre gerne nach Kiew, aber Deutschland ist jetzt mein Zuhause.“

OLGA

Olena kommt aus der Ukraine und wollte eigentlich nur ihren Freund in Deutschland besuchen, doch daraus wurde mehr. „Als sich herausgestellt hatte, dass ich schwanger war, haben wir schnell geheiratet, ohne Familie und Freunde. So bin ich hier geblieben.“

„Wenn ich über die Zukunft nachdenke, werde ich depressiv. Deshalb habe ich mir vorgenommen, ruhig zu bleiben und in den Tag hinein zu leben. Wenigstens habe ich aufgehört, die Tage bis zur nächsten Reise in die Heimat zu zählen, wie ich es früher tat. Ich lerne, kleine Dinge zu schätzen und mich daran zu erfreuen. Wir spielen Minigolf, reisen, gehen aus. Früher habe ich von meinen Erinnerungen gelebt, jetzt sind es Momente in der Gegenwart, die mein Leben schöner machen.“

„Manchmal beobachte ich Menschen – sie steigen in die Straßenbahn oder trinken ein Tässchen Kaffee in einer Bar, haben ihre Dates oder Termine beim Arzt... Alles hat seinen geregelten Ablauf – man kennt es hierzulande nicht anders. Überhaupt handelt man meist in der Annahme, ganz genau schwarz von weiß, Gut von Böse unterscheiden zu können. Deshalb liebe ich Karneval über alles. Seit ich hier lebe, kann ich das Gefühl nicht loswerden, ich befände mich ständig auf der Bühne. Ich analysiere jede einzelne meiner Bewegungen, bin mir jedem meiner Gedanken bewusst. Aber während des Karnevals sind wir alle auf der Bühne. Wir bemalen unsere Gesichter, ziehen uns lustige Klamotten an und sind doch viel lebendiger und ehrlicher als sonst, viel mehr wir selbst.“

OLENA



Bevor sie sich für die Ausreise nach Deutschland entschied, hat Tatjana, die 1967 in Moskau geboren wurde, an einem berühmten Moskauer Theater als Balletttänzerin gearbeitet. „Mein Mann und ich sind 1993 nach Deutschland gekommen, weil wir uns beruflich weiterentwickeln wollten“, erzählt sie. „Uns ist es dort schlichtweg zu langweilig geworden: Jahrein, jahraus die gleichen Inszenierungen. Damals ist alles in Russland den Bach runter gegangen, man hat das auch am Theater zu spüren bekommen.“

Die Familie entschied sich für die Auswanderung. „Letztendlich war es uns egal wohin,“ erinnert sich Tatjana, „solange es schnell ging: Schließlich ist die berufliche „Lebenserwartung“ eines Tänzers sehr kurz! Als Erstes kam natürlich Amerika in Frage, aber wir hätten auf die Ausreise zu lange warten müssen. Dann kam Israel an die Reihe, wir haben sogar Australien in Betracht gezogen! Aber dann hat Deutschland seine Tore für Emigranten aus der ehemaligen Sowjetunion geöffnet – und so sind wir hierher gekommen.“

„Ich sehe mich eher als Jüdin, die sozusagen „russisch“ aufgezogen wurde. Einiges an der Mentalität meiner ehemaligen Mitbürger erscheint mir nach wie vor fremd, aber ich fahre immer noch sehr gerne nach Russland: Die Verbindung werde ich nie abbrechen lassen. Mir gefällt es hier in Deutschland: wir reisen viel, haben schon viel von der Welt gesehen und es gibt doch noch so viel zu entdecken. Eigentlich wüsste ich nichts, was man an meinem Leben verbessern könnte: alles ist perfekt so wie es ist.“

TATJANA



Katerina stammt aus einem kleinen jakutischen Dorf namens Baega.

KATERINA

In der Schule fing sie an, Esperanto zu lernen, um mit der ganzen Welt kommunizieren zu können. Per Briefwechsel hat Katerina Menschen aus Afrika und Amerika kennen gelernt. „Während ich in unserem kleinen sibirischen Dörfchen lebte, strebte ich nach Globalisierung“, erzählt sie lachend.

„Ich kam am ersten April nach Deutschland. Es war wie ein Aprilscherz für mich“, lacht sie wieder. „Ich kam zur Osterzeit. Ich habe zum ersten Mal Osterdekorationen gesehen. Alles war grün, ich habe noch nie so viele Blumen im Freien gesehen. Ich war von der ganzen Farbenpracht so beeindruckt. Ich fühlte mich wie Eva im Garten Eden! In Jakutien lag noch Schnee. Das einzige Grüne, das man dort sieht, sind Nadelbäume.“

Erst in Deutschland hat sich bei Katerina Nationalbewusstsein entwickelt. Sie sah sich, ihr Volk, ihre Kultur unter einem ganz anderen Blickwinkel. Sich selbst bezeichnet sie weder als Europäerin noch als Asiatin, sondern als „ein gleichberechtigtes Element großer Vielfältigkeit“ in der globalen Welt. „Ich fühle mich sehr wohl in Deutschland, viel freier im Vergleich zu Jakutien oder Russland“, sagt sie. „In Europa leben Menschen verschiedener Nationalitäten, aber auch Deutsche unterscheiden sich nach Regionen und Dialekten. Das gefällt mir. Wenn man mich fragt, woher ich komme, antworte ich „aus Jakutien!“ Diejenigen, die das Spiel „Risiko“ kennen, können zumindest das Land geographisch einordnen.“



Anna war 13 Jahre alt, als ihre Familie aus Minsk nach Deutschland kam. „Das Leben hier kannten wir aus den Versand-Katalogen oder Mode-Magazinen, die zufällig ihren Weg in unseren Haushalt fanden. Ich liebte diese leuchtenden Gesichter, Farben, dieses Lebensgefühl – alles wie in einem Märchen. Es war Europa, Punkt.“

ANNA

„Wir kamen in einer kleinen Stadt in Thüringen unter: zwei Straßen, eine davon mit dem stolzen Namen „Hauptstrasse“, Lagerverkauf, wo man allerlei Schrott für billiges Geld erstehen konnte ...Es war nicht so ganz unsere Vorstellung von Deutschland.“

Ein Paar Monate später hat Annas Familie die Erlaubnis bekommen, nach Düsseldorf übersiedeln. „Von da an ist das Leben viel lustiger geworden. Zwar lebten wir in einem kleinen Zimmerchen und es gab nur eine Toilette für zig Familien, aber es war immerhin ein Anfang. Die Zeit war gekommen – für die erste Liebe, die ersten richtigen Freunde. Nicht zu vergessen: damals war ich pubertär bis zum Anschlag und schier unerträglich. Ich war ständig auf Partys unterwegs. Gleichzeitig habe ich aber angefangen, mich ernsthaft für Kunst und Literatur zu interessieren.“

Mittlerweile ist Anna die Mutter eines kleinen Mädchens und die jüngste Absolventin der Kunstakademie Düsseldorf geworden. „Ich mag es hier. Europa ist für mich ein optimaler Ort zum Leben. Vielleicht hätte mein Leben auch anders verlaufen können, aber wozu daran denken? Ich bin hier daheim.“

„Ab 1989 war die Ausreise in der Verwandtschaft das große Thema. Zunächst hatten wir noch Hoffnung auf eine Wolgadeutsche Republik. Wenn man sich zu dieser Idee bekannte, wurde man von Russen angefeindet. Das war für mich der letzte Anstoß, die Auswanderungspläne zu verwirklichen.“

MINNA

Meine Sorge gilt vor allem der jungen Generation der Aussiedler“, sagt Minna. „Die Russlanddeutschen werden bleiben, es gehen nur Einzelne zurück. Man darf jedoch die zahlreichen Probleme, die dabei entstehen, nicht ignorieren. Alles braucht seine Zeit, auch die Integration. Nichts passiert von heute auf morgen, man wacht ja nicht eines Tages auf und hat sich der Umgebung angepasst. Aber am schwierigsten ist es schon immer für junge Leute gewesen. Sie wissen nicht, was sie mit all dieser Freiheit hier anfangen sollen, sind auf sich gestellt. Von den Einheimischen werden sie gemieden. Hinzu kommt noch, dass sie auf Vorurteile stoßen: man sagt uns nach, wir würden den Leuten hier die Jobs wegnehmen, seien grundsätzlich kriminell und würden zuviel trinken. Außerdem wäre die finanzielle Unterstützung, die man uns erteilt hat, zu großzügig gewesen. Das stimmt aber nicht. Wir nehmen auch die schwersten Jobs an, die sonst keiner will. Um unsere Häuser zu bezahlen, haben wir Kredite aufgenommen, die über Jahrzehnte laufen werden. Und wenn unsere Männer mal einen über den Durst trinken, dann geschieht das bei ihnen zu Hause und nicht in der Öffentlichkeit. Man will sich hier heimisch fühlen, akzeptiert werden... wenn man so viel Ablehnung erfährt, rebelliert man, ist doch ganz natürlich.“



Elena wurde 1959 in eine musikalische Familie hineingeboren. 1982 beendete sie das Studium am Moskauer Konservatorium mit Auszeichnung. Darauf folgten acht Jahre Konzerttätigkeit in der gesamten Sowjetunion.

ELENA

1992 emigrierte Elena nach Deutschland. „Ich sah keinen anderen Weg für mich. Zu Hause fühlte ich mich absolut überflüssig. Die bittere Wahrheit ist: Russland behandelt seine Talente eher stiefmütterlich. Es gibt einfach zu viele – also was spielt es für eine Rolle, ob es eins weniger oder eins mehr gibt? Unsere Großeltern haben in Geduld auf bessere Zeiten gewartet, genauso unsere Eltern. Aber ich – ich wollte nicht mehr geduldig sein. Und ich wollte nicht mehr in Russland leben.“

„Mein erster Gedanke war natürlich Amerika. Aber Europa schien mir attraktiver, vor allem weil ich mich für eine Europäerin halte. Natürlich hatte ich meine Bedenken wegen der Neuesten Geschichte, ich bin schließlich Jüdin. Aber ich bin auch Musikerin. Wenn man sich von der Geschichte des 20sten Jahrhunderts loseist und weiter in die Vergangenheit blickt – da ist die gesamte Musikkultur durch und durch Deutsch. Ich habe von Kindheit an Bach, Beethoven und Mozart gespielt. Das hat mich letztendlich auch mit dem Gedanken nach Deutschland auszureisen versöhnt.“

Die harte Arbeit in den folgenden Jahren zeigte Erfolg: Klavierkonzerte in Westeuropa, USA und Japan bescherten ihr bald internationalen Ruhm. Elena wird auch als Professorin international gefragt und unterrichtet Meisterklassen überall auf der Welt.



Anna wurde in St. Petersburg geboren. 1990, als sie elf Jahre alt war, fassten ihre Eltern den Entschluss, nach Israel auszuwandern.

ANNA

„Als wir Russland verlassen haben, war ich noch sehr jung. Ich war auf der Suche nach mir selbst und nach einer Sprache, die jedem zugänglich sein würde, ungeachtet der sonstigen Unterschiede, sei es die Sprache, die Herkunft oder die Nationalität. Das war vermutlich der Grund, warum ich mich so sehr für Musik interessierte. Die Musik gab mir die Möglichkeit, in mich hinein zu blicken, ohne gleichzeitig in einen Konflikt zwischen den familiären und gesellschaftlichen Werten zu geraten.“

Seit drei Jahren lebt Anna nun in Bonn. Obwohl noch sehr jung, ist Anna als Opernsängerin extrem erfolgreich. Nach ihrem Studium erhielt sie zahlreiche Stipendien und gewann mehrere Preise bei verschiedenen Gesangswettbewerben, bevor sie 2004 am Theater Bonn engagiert wurde.

„Es gibt in der Welt etwas, was man als Basismoral bezeichnen könnte. Alles darüber hinaus ist ein Flickwerk aus Bräuchen, Körpersprache, gesellschaftsspezifischen Regeln, aber das kann man erlernen – wenn auch mühsam, durch das Feedback, das man von den Einheimischen bekommt. Das Leben wird jedoch von dem unveränderlichen Kern bestimmt, der einem von der Familie und seiner Heimat auf den Weg gegeben wird. Das trägt man immer in sich, egal, wie weit und wohin man reisen muss. Wenn man sich dessen bewusst ist, kann man die Verantwortung für sich selbst und sein Schicksal übernehmen.“



„Ich denke, mein Mann hat es hier nicht ausgehalten. Die Isolation, die Sprachbarriere – es waren Schwierigkeiten, mit denen wir nicht gerechnet haben, zumindest nicht in einem derartigen Ausmaß! Und solche Situationen sind für Männer grundsätzlich schwieriger. Wir Mädels tun uns zusammen, plauschen 'ne Runde und reden uns den Kummer von der Seele oder gehen und probieren ein schönes Kleid an – und schon ist die Krise überstanden. Aber Männer versuchen es meist mit sich selbst auszumachen, sagen kein Wort... Mein Mann war ein sehr aktiver Mensch, immer unter Leuten, immer in Bewegung. Hier konnte er seine Fähigkeiten überhaupt nicht einsetzen. Wir wollten dies und das, und vielleicht etwas Eigenes auf die Beine stellen, Kleidung aus Thailand importieren und hier ein Geschäft aufmachen – aber dafür brauchten wir einen Kredit, den wir natürlich nicht bekommen konnten. Und zu guter Letzt hat das Arbeitsamt ihn zur Kohlernte geschickt. Eine Woche später war er nicht mehr am Leben. Er hat es psychisch nicht ausgehalten. Eines Tages bin ich mit meinem Sohn spazieren gegangen. Als wir nach Hause kamen, war mein Mann tot.“

„Meine ganze Liebe, meine ganze Aufmerksamkeit gilt jetzt meinem Sohn. Seit er drei ist, will er Zahnarzt werden, spricht deutsch, russisch – und sogar ossetisch habe ich ihm beigebracht.“ Vor kurzem wollte er von mir wissen: ‚Warum leben wir hier und nicht in Moskau?‘ Und ich wusste diese Frage nicht zu beantworten. Es kann durchaus sein, dass er mich eines Tages fragt: ‚Wieso hast Du mich hierher gebracht?‘ Man muss rechtzeitig lernen, frei zu sein. Ich hoffe, diese Freiheit konnte ich ihm ermöglichen.“

GALINA

1942 wurde die sechzehnjährige Maria mit anderen jungen Menschen, die keine feste Bleibe hatten, nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert.

In Deutschland fand sie Ihre große Liebe und wurde schwanger. In einem Krankenhaus brachte sie einen Jungen zur Welt, den sie Viktor nannte.

Als Maria nach dem Kriegsende in die Ukraine zurückkehrte, fand sie niemanden aus der Verwandtschaft. Sie hatte kein Geld und nicht genug Essen. Sie beschloss, ihren Sohn in einem Kinderheim in der nächsten Stadt abzugeben. „Nur für kurze Zeit“ dachte sie. „Und wenn ich eine Arbeit finde, hole ich mein Kind wieder ab.“ Nach einem halben Jahr fuhr sie ins Kinderheim, um Viktor abzuholen. Aber ihren Sohn fand sie dort nicht. Die Mitarbeiter des Heimes sagten ihr, dass Viktor jetzt bei einer anderen Familie wohne und sie nicht befugt seien, ihr eine Auskunft zu geben.

Die Jahre vergingen. Maria zog nach Deutschland. Aber die Hoffnung, dass sie ihren Sohn wieder finden würde, blieb.

Eines Tages interessierte sich ein Fernsehsender in Moskau für ihre Geschichte und bat sie, per Video eine Botschaft aufzunehmen. Nach der Ausstrahlung der Sendung hatte sie ihren Sohn wieder.

Nach 60 Jahren fand Maria ihren Viktor wieder. Er nennt sie „Mutter“ und sie kann sich immer noch nicht an den Klang dieses Wortes gewöhnen.

MARIA



„Ich wusste von Kindesbeinen an, dass ich deutsch war. Wir haben Weihnachten und Ostern gefeiert. Als ich nach Deutschland kam, kannte ich bereits alle traditionellen Lieder und Bräuche.“

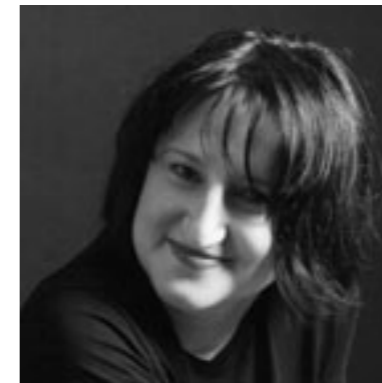
Helena ist in Usbekistan aufgewachsen. „Wir lebten in der tiefen Provinz, vierzig Kilometer von Bucharra entfernt. Dort gab es Tataren und Deutsche, Usbeken und Russen.“

1996 kam sie mit ihrer Familie nach Deutschland. Sehr bald hat Helena gemerkt, dass ihrem Leben etwas Essentielles fehlte. „Die orientalische Kultur: die Einstellung zum Leben, die Küche, der Humor... Und vor allem das Tanzen.“

Seit vielen Jahren arbeitet Helena als freie Mitarbeiterin für die Deutsche Welle. Dort singt sie auch im internationalen Chor des Hauses, wo alle Mitglieder in ihren Nationaltrachten auftreten. „Es war meine Chance, mich zu integrieren, ohne mich gleich aufzugeben. Durch den Chor bewahre ich ein Stückchen meiner eigenen Seele und bekomme zusätzlich viele Kontakte zu anderen Kulturen und Einstellungen.“

„Manchmal haben wir, die Ausländer, Angst davor, unsere Meinung laut auszusprechen. Ich finde das falsch. Natürlich werden wir nie akzentfrei sprechen können, und unsere Ansichten unterscheiden sich nun mal von denen der Einheimischen. Aber wir lernen dazu, immerfort. Man muss sich verändern können. Nur darf man sich dabei nicht aufgeben.“

HELENA



Maria Peter-Filatova,
Projektleitung und Fotografin

Maria Peter-Filatova ist 1974 in Moskau geboren. 1995 ist sie mit ihren Eltern und ihrem Bruder nach Deutschland emigriert.

Seit 1999 ist Maria Peter-Filatova als Grafik-Designerin tätig und arbeitete für mehrere renommierte Werbeagenturen. Im Jahr 2002, nach der Geburt ihrer Tochter, hat sie angefangen, sich mit Fotografie auseinander zu setzen. „Die Fotografie ist für mich ein Mittel geworden, durch das ich meine Ideen und Emotionen greifbar machen kann. Mein Motto dabei ist: „ich sehe das, was du nicht siehst“ und gerade das möchte ich mit den anderen teilen.“

Mehr als zwei Jahre beschäftigt sich Frau Peter-Filatova mit der Ausstellung „Bessere Hälfte – russische Frauen in Deutschland“. „Warum ich mir dieses Thema ausgesucht habe? Zum einen möchte ich meiner Umwelt mitteilen, dass in uns „Ausländern“ mehr Potential schlummert, als man allgemein annimmt; zum anderen, um meiner deutschen Umgebung einen Einblick in die russische Kultur und das russische Leben zu ermöglichen. Außerdem fotografiere ich gern und nutze das Projekt als Gelegenheit, mich persönlich mit dem Thema auseinander zu setzen.“



Karina Ter-Ovanesova,
literarische Umsetzung

Karina Ter-Ovanesova, geboren und aufgewachsen in Moskau, kam mit neunzehn Jahren nach Deutschland.

„Ein Land wird vor allem durch die Sprache zugänglich, das war mir von Anfang an klar. Also habe ich gelernt und gelesen, gelesen und gelernt. Es fiel mir nicht schwer, da ich schon immer eine Leserratte gewesen bin. Irgendwann wagte ich auch, meinen ersten deutschen Satz laut auszusprechen und – siehe da! – man hat mich sogar verstanden. Es war eine von vielen Hürden, die es hier zu nehmen galt, aber sicherlich eine der wichtigsten.“

Frau Ter-Ovanesova studierte an der Hochschule für Musik in Köln und hat das Studium an der Ruhr-Universität in Bochum als Magister in Philologie beendet. „Ob ich in Deutschland den Rest meines Lebens verbringe, weiß ich noch nicht. Es gefällt mir hier. Andererseits versuche ich konsequent zu bleiben, wenn es darum geht, meine Neugierde auf Neues zu stillen, seien es Bücher, Sprachen, Menschen oder Länder. Nur das, was wir nicht kennen, erscheint uns bedrohlich. Häufig lohnt es sich, das Unbekannte einen Augenblick länger zu betrachten.“

„Die Bilder von Frau Peter-Filatova erscheinen dermaßen dezent klischeebrechend, dass sie schnell unbequem werden: sie zeigen keine Prostituierten, die ihre abgründige Marginalität aus der vermeintlich sicheren Quelle finanzieren, keine Drogensüchtigen, die für ihre verzweifelte Sinnsuche einen chemischen Ersatz finden und auch keine militanten Feministinnen, die 'biologische Waffen' für ihren sozialen Aufstieg einsetzen. Also keine Beispiele für jene Lebensweisen, für die 'Ausländerinnen' angeblich so anfällig sein sollen, kein Durchschnitt aus dubiosen Statistiken, sondern einen Gegenentwurf, in dem untypische Charaktere nicht-triviale Wege gehen und sich trotzdem nicht marginalisieren lassen. Zu beachten ist natürlich, dass diese Frauen weder von Banden eingeschleust noch zur Belustigung liebeshungriger Männer im Lande geduldet werden, sondern Glück hatten, mit Würde der legalen Emigration ausgestattet, ihre Lebenswege zu meistern.“

Dr. Leon R. Tsvasman

Medienkulturforscher und Publizist

Konzept, Projektleitung
Maria Peter-Filatova

Fotografie
Maria Peter-Filatova

Textportraits
Karina Ter-Ovanesova
Tatjana Kharitonova
Karin Peter

Copyright
Maria Peter-Filatova

PR- und Öffentlichkeitsarbeit
Saskia Martin
Leon R. Tsvasman

Weitere Infos unter
www.bessere-haelfte.com

Kataloggestaltung
Maria Peter-Filatova

Verlag
frauenmuseum Bonn
Im Krausfeld 10
53111 Bonn

ISBN 978-3-940482-01-3

Gefördert durch
das Land Nordrhein-Westfalen



photocommunity
prints

DIE MARTIN
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

f r a u e n m u s e u m **f m**
kunst, kultur
forschung e. V.